

UEBER DIE LAUTGESETZE.

GEGEN DIE JUNGGRAMMATIKER.

VON

HUGO SCHUCHARDT.

HUGO SCHUCHARDT

BERLIN,
VERLAG VON ROBERT OPPENHEIM.
1885.

- A. LESKIEN, Die Declination im Slavisch-Litauischen und Germanischen. Leipzig 1876. S. XXVIII.
- H. OSTHOFF₁ und K. BRUGMAN₁, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. I. Th. Leipzig 1878. Vorwort.
- A. BEZZENBERGER, Besprechung der vorgenannten Schrift in den Gött. Gel. Anz. vom 21. u. 28. Mai 1879.
- H. COLLITZ, desgleichen im Anz. f. d. Alt. u. d. Litt. V. Bd. Berlin 1879.
- K. BRUGMAN₂ in Kuhn's Zeitschr. XXIV, 4 ff. Berlin 1879.
- A. BRÜCKNER im Archiv für slav. Philol. III, 240 ff. Berlin 1879.
- H. PAUL₁ in Paul und Braune's Beitr. z. G. d. d. Spr. u. Lit. VI, 1 ff. Halle 1879.
- H. OSTHOFF₂, Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. [Samml. gemeinv. wiss. Vortr. Heft 327.] Berlin 1879.
- L. TOBLER₁, Über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache. [Vierteljahrsschr. f. wiss. Philos. III. Bd. Leipzig 1879.]
- F. MISTELI, Lautgesetz und Analogie. [Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. XI. u. XII. Bd. Berlin 1880.]
- B. DELBRÜCK₁, Einleitung in das Sprachstudium. Leipzig 1880. —
2. Auflage. Leipzig 1884.
- H. PAUL₂, Principien der Sprachgeschichte. Halle 1880.
- L. TOBLER₂, Besprechung der vorgenannten Schrift in Behaghel's und Neumann's Literaturblatt vom April 1881.
- G. I. ASCOLI, Una lettera glottologica S. 7 ff. [Rivista di filol. e d'istr. class. X. Bd. Torino 1881.]
- F. D'OVIDIO, D'un recente libro di Delbrück S. 43 ff. [ebenda.]
- J. SCHMIDT₁ in Kuhn's Zeitschr. XXVI, 329 ff. Berlin 1883.
- H. КРУДИЕВСКИЙ, ОЧЕРКЪ НАУКИ О ЯЗЫКѢ. КАЗАНЬ 1883.
- F. MASING, Lautgesetz und Analogie in der Methode der vergleichenden Sprachwissenschaft. Petersburg 1883.
- W. WUNDT, Logik II, 500. 550 ff. Stuttgart 1883.
- M. BLOOMFIELD, On the Probability of the Existence of Phonetic Law. [American Journal of Philology. V. Bd. Baltimore 1884.]

- F. MÜLLER, Sind die Lautgesetze Naturgesetze? [Techmer's Zeitschr. I. Bd. Leipzig 1884.]
- G. KÖRTING, Encyclopädie und Methodologie der romanischen Philologie II, 43 ff. Heilbronn 1884.
- F. NEUMANN in der Zeitschr. f. rom. Philol. VIII, 363 f. Halle 1884.
- G. CURTIUS, Zur Kritik der neuesten Sprachforschung. Leipzig 1885.
- J. SCHMIDT₂, Besprechung der vorgenannten Schrift in der Deutschen Litteraturzeitung vom 7. März 1885.
- K. BRUGMANN₃, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft. Strassburg 1885.
- B. DELBRÜCK₃, Die neueste Sprachforschung. Betrachtungen über Georg Curtius' Schrift Z. Kr. d. n. Sprachf. Leipzig 1885.
- P. MERLO, Cenni sullo stato presente della grammatica ariana istorica e preistorica a proposito di un libro di G. Curtius. [Rivista di filol. e d'istr. class. XIV. Bd. Torino 1885.]



Der einzige Satz den die sog. junggrammatische Schule als ihr ausschliessliches Eigenthum betrachten darf, ist der von der ausnahmslosen Wirkung der Lautgesetze. Er tritt auch in Schriften auf welche weniger für die Adepten als für die Lehrlinge und Laien bestimmt sind, und zwar trotz des lebhaftesten dagegen erhobenen Widerspruches, ja zum Theil ohne jeden Hinweis auf ihn. Immerhin würde ich dem von gewisser Seite gemachten Vorschlag die Streitaxt bis auf Weiteres zu vergraben, bereitwillig Folge leisten, wenn sich zwei Parteien mit ganz einheitlichen Bekenntnissformeln gegenüberstünden, es also nur eines Wortes zur Kennzeichnung des eigenen Standpunktes bedürfte. Dies ist nicht der Fall: dieselbe Sache wird auf ziemlich verschiedene Weise verfochten; die Discussion bewegt sich meist nicht in strengen Geleisen, sondern verliert sich gern in Specialfragen der indogermanischen Sprachgeschichte; Manche scheinen da wo es nur eine Alternative zwischen Ja und Nein gibt, eine Vermittelung für möglich zu halten, Manche schwanken, Manche schweigen. Wiederholte gelegentliche Äusserungen stellen vielleicht gegen die Gefahr eines falschen Verdachtes nicht hinlänglich sicher, und so möge man es mir nicht verdenken dass ich meinerseits die von allem Anfang an stark em-

pfundene Abneigung gegen das junggrammatische Princip nun endlich zum Ausdruck bringe. Das Meiste was ich sage, ist freilich schon gesagt worden, und theilweise gewiss besser; indessen hoffe ich durch schematische Kürze und Hervorhebung einiger mehr oder minder unbeachtet gebliebenen Punkte auch auf die Stellungnahme Anderer in dieser allerwichtigsten Angelegenheit einen fördernden Einfluss auszuüben. Die vorangesetzte Liste von Schriften und Stellen ist nach keinem bestimmten Grundsatz angefertigt worden; sie umfasst nur das was ich bei meiner Arbeit gerade zu Händen gehabt habe.

Die Natur des vorliegenden Satzes schliesst, wie dies von junggrammatischer Seite selbst zugestanden wird, die inductive Beweisführung aus. Die bisherigen Versuche einer deductiven aber betrachte ich als misslungen; sie leiden an starken, mannigfachen Unterschiebungen: man fasst minimale Differenzen als Nullen, Übergänge als Gegensätze, Empirisches als Apriorisches, Complicirtes als Einfaches. Dass nun bei dem deductiven Charakter der folgenden Darstellung die hie und da vorgebrachten Beispiele nur den Dienst der Veranschaulichung leisten, das zu bemerken ist vielleicht nicht überflüssig; die Widerlegung seitens der Gegner müsste sich nicht auf die einzelne Thatsache, sondern auf die allgemeine Möglichkeit beziehen.

In dem Urtheil: „die Lautgesetze wirken ausnahmslos“, ruft sowohl das Subject wie das Prädicat gewichtige Bedenken hervor.

Wenn WUNDT hier ein logisches Postulat erblickt, so rührt dies daher dass er den Ausdruck „Lautgesetze“ schon im junggrammatischen Sinne nimmt,

während doch so viel gesagt sein soll wie: „was man bisher als Lautgesetze bezeichnet hat, das sind wirkliche, d. h. ausnahmslose Gesetze, im Sinne der Naturgesetze“. Mehr empfiehlt sich daher die Formulirung: „der Lautwandel geht nach ausnahmslosen Gesetzen vor sich“. Jene Zusammenfassung der Lautgesetze mit den Naturgesetzen, auf welche man sich zuerst soviel zu Gute that, wurde später, besonders nach der vortrefflichen, leider nicht allgemein gewürdigten Darstellung TOBLER₁'s von den Führern wieder aufgegeben. Wenn Andere, wie KÖRTING, sie noch beibehalten, so erscheint mir dies durchaus consequent; durch dieselben Umstände durch welche die Ähnlichkeit der Lautgesetze mit den Naturgesetzen, wird auch ihre Ausnahmslosigkeit hinfällig. Der Ausdruck „Lautgesetze“ ist noch in einer anderen Hinsicht unzweckmässig. Obwohl ich ihn hier immer, dem allgemeinen Gebrauche folgend, von Gesetzen des Lautwandels verstehe, so kann man ihn mit gleichem oder mit grösserem Rechte auf solche des Lautbestandes beziehen. Das thut KRUSZEWSKI, und zwar spricht er diesen, den statischen Gesetzen Absolutheit zu; in Bezug auf die anderen, die dynamischen erscheinen mir seine Äusserungen nicht völlig übereinstimmend.

Das Wort „Ausnahme“ drückt ein ganz äusserliches Verhältniss aus, schliesst keinen Hinweis auf die wirkenden Kräfte in sich; man macht darum überhaupt und besonders im gegebenen Falle zwischen scheinbaren und wirklichen Ausnahmen einen unbegründeten Unterschied. Die Ausnahmen von welchen bei der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze abgesehen werden soll, bestehen in der Kreuzung mit anderen Lautgesetzen, in der dialektischen Mischung und in

der Einwirkung begrifflicher Associationen. Von diesen drei Factoren erheischt der erste für unseren Zweck keine nähere Prüfung, der zweite wird eine solche gelegentlich der örtlichen Begrenztheit finden, der dritte sofort. Er steht im Vordergrund der junggrammatischen Ausführungen, man bringt ihn geradezu in Antithese zu der lautlichen Gesetzmässigkeit, als den „psychologischen“ zum „physiologischen“ Factor.

Die Frage nach der äusseren Beziehung, dem Rangverhältniss der beiden Factoren zueinander hat schon TOBLER₂ aufgeworfen und die Schwierigkeiten der Beantwortung mit feinstem Verständniss dargethan. Es besteht zunächst die Möglichkeit der Unterordnung: der eine Factor ist der constitutive oder normale, der andere der störende oder anomale. Man hat dann als den letzteren den psychologischen gedacht. Allein wenn man sich hierbei auf den äusseren Anschein beruft, so fragt es sich ob nicht Fälle nachzuweisen sind — TOBLER₂ weiss Nichts davon — in denen grosse analogische Gruppen durch vereinzelte Wirkungen von Lautgesetzen beeinträchtigt erscheinen. Im Spanischen und Portugiesischen gehen sämmtliche alten Participien auf *-udo* jetzt auf *-ido* aus; konnte nicht eines oder das andere aus rein lautlichem Grunde bleiben, etwa *sabudo* wegen des dem *u* verwandten *b*? Und haben nicht vielleicht wirklich solche „mechanischen“ Ursachen im Verlauf dieses Processes einen retardirenden Einfluss geübt? Zu dergleichen besonderen Betrachtungen tritt nun noch das allgemeine Bedenken den Eingriff einer Art Caprice in eine feste Ordnung zuzugeben, und so werden wir von allen Seiten zu der Erkenntniss gedrängt dass Gesetzmässigkeit dem psychologischen wie dem physiologischen

Sprachprincip innewohnt, mit anderen Worten, dass beide zu coordiniren sind. Die Peripherieen ihrer Machtkreise durchschneiden sich vielfach; welches über das andere siegt, das hängt von den jedesmaligen Umständen ab. Zur vollständigen Lösung des Problems fehlt indessen noch Eines. TOBLER₂ weist darauf hin dass „heterogene Kräfte sich nicht ausgleichen, ja eigentlich überhaupt einander nirgends berühren können“. Es wird kaum von vornherein die Heterogenität von Kräften sich bestimmen lassen; sie ergibt sich eben erst aus der absoluten Getrenntheit ihrer Wirkungen. Der Wille vermag im eigenen Körper substantielle Veränderungen nicht zu hemmen, wohl aber Reflexbewegungen, und das erklärt sich daraus dass diese weiter nichts als mechanisch gewordene Willenshandlungen sind. Der Fall der uns beschäftigt, ist ein ähnlicher. Wo die rein physiologische Ursache einer Lautvertretung ausser Zweifel steht, als eigenthümliche Gestaltung, als natürlicher oder künstlicher Defect der Sprachwerkzeuge, da sind analogische Ausnahmen unmöglich; wo wir daher solche finden, da haben wir den Gedanken an rein physiologische Wirkungen aufzugeben. Der psychologische Charakter des einen der sich durchkreuzenden Factoren bezeugt gerade den gleichartigen Charakter des anderen; hat das etwa schon G. CURTIUS gemeint, wenn er Studien z. gr. u. lat. Gr. IX, 232 (1876) sagt: „Unter allen Umständen muss aber die Analogie bewirkende Macht der ihrem Einfluss unterliegenden sehr ähnlich sehen“?

So verschwimmt die Antithese vor unseren Augen, und das Problematische der äusseren Beziehung zwischen den beiden Factoren klärt sich auf, indem wir ihre innere Beziehung richtig erfassen. Mancher vor-

bereitende Schritt ist in dieser Richtung geschehen. Obwohl OSTHOFF₂ auf's Schroffste das physiologische und psychologische Moment in der formalen Sprachbildung gegeneinander hielt, so war doch schon in den „Morphologischen Untersuchungen“ das Mitwirken „psychischer Factoren“ beim Lautwandel bemerkt worden. MISTELI deckte die Widersprüche auf in die sich hierbei OSTHOFF₁ und BRUGMANN₁ verwickelt hatten, aber auch seiner Vertheilung lautgeschichtlicher Prozesse zwischen Physiologie und Psychologie kann ich deswegen nicht beistimmen weil sie von einem opportunistischen Gesichtspunkt aus vorgenommen ist, der dann in der Schlussbetrachtung noch stärker hervortritt. Das Schwanken der Junggrammatiker hat sich in die Darstellung von WUNDT verpflanzt, der ja von ihnen besonders belehrt worden zu sein scheint. Wenn er zuerst neben den physiologischen Bedingungen des Lautwechsels „tiefer liegende psychologische Motive, die wahrscheinlich sogar die ursprünglicheren sind“, nicht verkannt wissen will, so spricht er später nur von dem Einfluss physiologischer Factoren bei den Lautveränderungen; das führt ihn dazu, nachdem er behauptet hat dass „die Sprache von Naturbedingungen nicht in wesentlich anderer Weise als andere historische Entwicklungen abhängig“ sei, gleich darauf von einem „naturgesetzlichen Charakter“ zu reden, dem „sich freilich die verschiedenen Gebiete des sprachlichen Lebens keineswegs in gleichem Grade fügen“. Der Unterschied in der Charakterisirung welchen dabei WUNDT zwischen dem Gegenstand und der Methodik der Sprachwissenschaft macht, leuchtet mir nicht ein. Mit Erstaunen lese ich bei BRUGMANN₃ dass „unter denen die sich LESKIEN anschlossen, bis zum

Erscheinen des CURTIUS'schen Buches“ auch die psychische Natur der Lautgesetze festgestanden habe; er hat dabei vor Allem seinen Mitarbeiter OSTHOFF₂ vergessen, und zudem dass die von diesem in so weitem Umfang angenommene Unfähigkeit der Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung gewisser Laute in geringem Umfang wirklich existirt. Ich habe es eben schon ausgesprochen dass diejenigen Lautgesetze welche durch die Analogie gestört werden können, psychologisch bedingt sind; dies bestätigt sich nun dadurch dass zwischen den Erscheinungen der beiden Kategorien keine Kluft, sondern ein Übergang wahrnehmbar ist, der sich etwa in folgender Reihe romanischer Beispiele andeuten lässt: *conte = comite, dunque = nunc, treatro = teatro, eglino amano = egli amano, non grieve ma lieve = non grave magis leve*. Es werden nicht nur unmittelbar folgende, sondern auch entferntere lautliche Vorstellungen anticipirt, und wiederum beruhen die Analogiebildungen zum grossen Theil nicht bloss auf einer ideellen, sondern auf einer thatsächlichen Nebeneinanderstellung von Wörtern; insofern können wir sie als eine höhere Ordnung von Assimilationen auffassen. Andererseits lassen sich nicht selten Erscheinungen bei denen durchaus keine begrifflichen Beziehungen im Spiele sind, auf ideelle Nebeneinanderstellung zurückführen, und da können wir von einer niedrigeren Ordnung von Analogiebildungen reden. So begünstigt die Häufigkeit gewisser Lautcomplexe die Neubildung identischer (z. B. *ie = ie* in ital. *pieta*), oder die Häufigkeit eines gewissen Lautwandels wird zur Allgemeinheit. Ich habe vor langen Jahren den Gedanken geäussert dass im Italienischen (und im Romanischen überhaupt) *ie, uo*

= vulgärlat. \bar{e} , \bar{o} ursprünglich, wie noch jetzt in manchen Dialekten, an ein folgendes *i* oder *u* gebunden war: *vieni*, *buonu*, *buoni*. Zunächst würde es durch begriffliche Analogie ausgedehnt worden sein: *viene*, *buona*, dann aber auch ohne eine solche: *pietra*, *ruota*, und Formen wie *bene*, *bove* (Plur. *buoi*), *nove* (gegenüber *nuovo*) würden eben die letzten uneroberten Plätze bedeuten. Ich weiss nicht ob meine Annahme von einer rein lautlichen Analogie etwas ganz Neues ist; aus BLOOMFIELD's Citat zu schliessen, scheint EASTON in einem mir nicht bekannten Artikel zu ähnlichem Ergebniss gekommen zu sein. Ich bin jedenfalls weit davon entfernt einen neuen Gegensatz aufzustellen, nachdem ich die Überzeugung von der Unhaltbarkeit des früheren gewonnen habe; es wird sich innerhalb der Gesamtheit der Analogieerscheinungen die Thätigkeit begrifflicher Associationen kaum mit Sicherheit begrenzen lassen. In den Sprachen in welchen jetzt alle Wörter auf der ersten Silbe betont sind, war es ursprünglich nur die Mehrzahl, insofern die erste Silbe auch die bedeutungsvollste war; hat nun die Mehrzahl in Bausch und Bogen auf die Minderzahl gewirkt, oder hat der Fortschritt ganz allmählich, immer nur zwischen begrifflich verwandten Wörtern stattgefunden? Zuweilen ist die begriffliche Beziehung eine so allgemeine dass man sie leicht übersieht; Manche pflegen z. B. die mehreren Sprachen gemeinsame Verwandlung jedes tönenden Auslautes in den entsprechenden tonlosen als ein reines Lautgesetz zu betrachten, während es als solches nur vor tonlosem Anlaut gelten kann, und die Verallgemeinerung auf der Bedeutungsidentität beruht. Über das Einzelne mögen Zweifel noch obwalten; aber im Ganzen sollte

man doch die Einheitlichkeit des Sprachlebens zugeben, es sich nicht als den Widerstreit eines Ormuzd und Ahriman vorstellen.

Wenn ein Naturforscher zum ersten Mal von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze hört, so wird er wahrscheinlich an immer und überall geltende Lautgesetze denken. Solche sind ja bei den gleichen Grundbedingungen aller Sprachthätigkeit nicht nur möglich, man sollte sie geradezu erwarten. Warum hält der Lautwandel nicht wenigstens im grossen Ganzen dieselbe Richtung ein, sodass z. B. aus der Tenuis die Media, aus dem Diphthongen der Monophthong, aber nicht umgekehrt, entstehen kann? Verständigt man nun jenen Laien darüber dass dergleichen allgemeine Lautgesetze noch nicht entdeckt sind, dass vielmehr allen bisher ermittelten Lautgesetzen eine verhältnissmässig enge räumliche und zeitliche Begrenztheit eignet, so wird er hier jene absolute Nothwendigkeit vermissen welche stets als Voraussetzung ausnahmsloser Gesetze erscheint. Die räumliche und zeitliche Relativität der Lautgesetze ist nicht einmal eine einfache, sondern eine complicirte. Wenn z. B. innerhalb *A* und *B* das Gesetz $(r)^a$, innerhalb *C* und *D* : $(r)^b$, anderseits innerhalb *A* : $(s)^a$, innerhalb *B* und *C* : $(s)^b$, innerhalb *D* : $(s)^c$ herrscht, so umschliessen sich die Grenzlinien der Lautgesetze für die beiden verschiedenen Elemente nicht nur, sie schneiden sich auch; die Beziehung der Lautgesetze zu ihrer äusseren Ausdehnung trägt den Charakter einer wechselnden und zufälligen. In der That liegt hier die schwächste Position der Junggrammatiker, hier sind sie am Energischsten angegriffen worden, hier wird ihre Abwehr zum langsamen Rückzug.

„Die Lautgesetze wirken ausnahmslos innerhalb desselben Dialektes.“ In dem Ausdruck „ein und derselbe Dialekt“ steckt eine Unklarheit; wir wissen nicht ob wir ihn a priori oder a posteriori zu fassen haben (ob wir z. B. sagen sollen: „im Dialekt von Neapel, in dem von Rom, in dem von Florenz u. s. w. ist lat. *k* vor *e* und *i* zu *c'* geworden“ oder: „*c'* = *k*^{e, i} herrscht in der Sprache von ganz Süd- und Mittelitalien“). Das Letztere empfiehlt der damit verbundene Ausdruck „ein und dieselbe Periode“, welcher nur so genommen werden kann; das Erstere aber die principielle Erwägung, und so pflegt man denn in der That hier unter „Dialekt“ eine ganz einheitliche Sprachgemeinschaft zu verstehen. Allein gibt es die? Selbst DELBRÜCK steigt, um eine wirkliche Einheitlichkeit zu finden, innerhalb deren die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze gelte, zur Individualsprache herab und zwar zu deren Momentandurchschnitt. Ob diese Beschränkung des junggrammatischen Satzes nicht eigentlich ihn aufhebt, oder wenigstens seinen praktischen Werth, das will ich nicht weiter untersuchen (TOBLER, schon hatte gesagt: „je enger die Kreise werden, um so mehr nähern sie sich dem Individuellen, welches niemals von Gesetzen erschöpft werden kann“); mir aber geschieht nicht einmal damit genüge, mir scheint nicht einmal in diesem Falle nothwendige Einheitlichkeit erweislich. So weit directe Beobachtung an uns selbst oder an Anderen reicht, ist die Aussprache des Individuums von Schwankungen nie frei, worunter ich natürlich keine in strenger Gemässheit der Zeitfolge auftretenden Veränderungen begreife. Mit dieser endlosen Sprachspaltung geht endlose Sprachmischung Hand in Hand. Die Beeinflussung des einen Dialektes

durch den anderen, welche den Junggrammatikern zufolge eine Störung der ausnahmslosen Lautgesetze bewirkt, und die Ausgleichung der Individualsprachen, welche denselben Junggrammatikern zufolge ausnahmslose Lautgesetze erst ermöglicht, diese Prozesse von conträrer Wirkung sind im Wesen gleich, sie sind nur verschiedene Mischungsstufen. Man sieht aber nicht ein warum sich aus dem beständigen Widerstreit der centrifugalen und der centripetalen Kraft ein so vollständiger Ausgleich ergeben sollte dass keine Differenzen übrig blieben. Ganz minimale werden allerdings von den Junggrammatikern zugestanden, aber nicht in Rechnung gebracht, und damit wird in mehrerer Hinsicht ein starker Fehler begangen. Zunächst steht die Existenz auch noch so kleiner Differenzen der Unmöglichkeit von Differenzen entgegen, und diese wird hier gefordert. Denn der junggrammatische Satz bedeutet doch nicht dass die Lautgesetze thatsächlich — etwa die einen aus diesem, die anderen aus jenem Grunde — keine Ausnahmen haben, sondern dass sie der Natur der Sache nach keine haben können. PAUL₂ entfernt sich betreffs dieses Punktes von der strengen Observanz; er sagt es sei nicht schwer „die Nothwendigkeit dieser Consequenz [d. h. der der Lautgesetze] darzuthun oder, genauer genommen, allerdings nur die Einschränkung der Abweichungen von solcher Consequenz auf so enge Grenzen dass unser Unterscheidungsvermögen nicht mehr ausreicht“. Das hier Gleichgesetzte ist für mich etwas durchaus Verschiedenes; „Lautgesetze die sich beinahe mit der Consequenz von Naturkräften geltend machen“ hat ja auch G. CURTIUS (Grundzüge ⁵ 81) eingeräumt. Sehen wir davon ab dass die Annahme von der Unmerk-

lichkeit der Differenzen lediglich eine subjective; zieht man denn nicht auch sonst bei der Erörterung der sprachgeschichtlichen Principien das unendlich Kleine in Rechnung? Man wird antworten: ja, insofern eine Cumulation desselben statt findet. Nun gut, hier haben wir uns von einer entsprechenden Wahrnehmung bestimmen zu lassen. Die minimalen Differenzen um die sich der Streit dreht, stellen nur die unterste von verschiedenen Reihen immer stärkerer Differenzen zwischen immer grösseren Sprachgenossenschaften dar, und diese Verbindung verleiht ihnen einen reellen Werth. Auch PAUL₂ betont dass „Artunterschiede und individuelle Unterschiede nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach verschieden sind“, und so hat denn Alles was von dem Verhältniss zwischen Dialekten irgend welcher Stufe gilt, auch von dem zwischen Individualsprachen zu gelten, natürlich in höchster Beschränkung oder höchster Steigerung. Besonders noch in folgender Hinsicht. Ein Lautwandel findet sich oft über ein sehr weites Gebiet hin, d. h. in einer Reihe zusammenhängender Dialekte; hat er sich in jedem von diesen spontan ausgebildet? Nein, sondern er hat sich, wie wir in vielen Fällen geschichtlich verfolgen können, strahlenförmig von einem Punkte ausgebreitet. Warum soll nun ein Lautwandel in jeder der Individualsprachen welche einen Dialekt ausmachen, spontan entstanden sein? Wiederum ist es PAUL₂, welcher hier restringirt; nicht allen Individuen einer Gruppe, nur der Majorität weist er die Spontaneität zu. Wenn er für andere Sprachveränderungen diese Majorität zwar als das Regelmässige, doch nicht als das schlechterdings Nothwendige betrachtet, so weiss ich nicht warum man in Bezug auf den Laut-

wandel nicht ebensoweit gehen sollte. So sagt auch DELBRÜCK_{1,2} „dass die Veränderungen in der Aussprache bei dem Einzelnen beginnen und sich von da zu den Mehreren und den Vielen durch Nachahmung von Seiten dieser fortpflanzen“. MERLO stellt die Möglichkeit individueller Initiative sehr schlagend dar. Es kann nun, den Junggrammatikern zufolge, zwischen den einzelnen Gliedern einer Verkehrsgenossenschaft nur hinsichtlich des Tempos in welchem der Lautwandel sich vollzieht, eine Verschiedenheit existiren; niemals soll ein „klaffender Gegensatz“ hervortreten. „Als deutlich ausgeprägter und somit auch zum Bewusstsein kommender Gegensatz“, sagt BRUGMANN₃, „können Altes und Neues nur so nebeneinander bestehen dass sie durch verschiedene Sprachgenossenschaften vertreten werden, zwischen denen der Verkehr viel weniger intensiv ist als innerhalb jeder einzelnen.“ Wie vereinigt sich damit BRUGMANN₂'s frühere Annahme von Mutter- und Tochterformen innerhalb desselben Dialektes, ja bei denselben Individuen? Das Alte und Neue erscheint aber innerhalb eines Dialektes nicht bloss nach dem Alter, sondern auch nach Geschlecht, Bildung, Temperament, kurz in der verschiedenartigsten Weise vertheilt. Rücksichtlich der Art und Weise wie sich ein Lautwandel von Individuum auf Individuum, von Genossenschaft auf Genossenschaft überträgt, scheint auch die Auffassung ziemlich auseinander zu gehen. Ich gestehe dass ich hier keineswegs das ausschliessliche Spiel unbewusster Thätigkeit erblicke; wenn ich mit F. MÜLLER die Lautgesetze nicht schlechtweg mit den Gesetzen der Modetrachten vergleichen will, so scheinen sie mir doch in grossem Umfang Sache der Mode. d. h. der

bewussten oder doch halbbewussten Nachahmung zu sein. Da SCHMIDT₂ der Meinung ist „es herrsche, F. MÜLLER ausgenommen, allgemeines Einverständniss darüber dass sämtliche Lautveränderungen sich ohne Bewusstsein der Sprechenden vollziehen, keine Moden sind, welche der Einzelne nach Belieben mitmachen oder ablehnen kann“, so stehen hier einige gegen-
theilige Zeugnisse. TH. BENFEY sagt (Gött. Nachr. 1877 S. 556): „diese Aussprache fing an Autorität zu erlangen, für richtig und schön zu gelten und ward in Folge davon auch von Individuen und Complexen angenommen denen die Nöthigung welche sie herbeigeführt hatte, ganz fremd gewesen sein konnte“, nimmt jedoch an (S. 557) „dass die Sprechenden von der Umwandlung gar kein Bewusstsein hatten“; BEZZENBERGER: „der Lautwandel kann sich auch mit Bewusstsein entwickeln“ — „nach der Aussprache jenes einen oder jener wenigen richten sich aus Gründen des Geschmacks mehrere“; COLLITZ: „die lautliche Umwandlung gefällt denen welchen sie aufgefallen ist, sie wird Mode, sei es dass man ihr aus Bequemlichkeit, aus ästhetischen Rücksichten oder aus irgend einem anderen Grunde folgt; aber man folgt ihr nicht unbewusst“; DELBRÜCK_{1,2} führt neben der Bequemlichkeit auch den ästhetischen Trieb als Grund des Lautwandels an, er erwähnt (2) eine gewisse Art zu sprechen, welche sich verbreite, „weil es so Mode ist und gefällt“, sieht aber als unzweifelhaft an „dass alle (oder doch fast alle) diese Akte unbewusst vollzogen werden“, und dieser unbewusste Vollzug wird wiederum von ihm (3) unter den Argumenten zu Gunsten der Gesetzmässigkeit des Lautwandels vorgebracht. Ich werde daher wohl nicht fehl gehen, wenn ich mit

dem Antheil den das Bewusstsein meines Erachtens am Lautwandel hat, die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze für unvereinbar halte. Welchen Einfluss übt nicht die Schule selbst da wo der öffentliche Unterricht die bescheidenste Rolle spielt? Wie weit verbreitet ist nicht unter den Ungebildeten das Bedürfniss gebildet, unter den Provincialen das hauptstädtisch zu reden? Rückt nicht im Militärschritt das Berliner *j* für *y* immer tiefer und breiter nach Mitteldeutschland vor? Dass in Frankreich und Deutschland (gutturales) *ɛ* an Stelle von (dentalem) *r* seit langer Zeit mehr und mehr in Mode kommt, ersehen wir aus M. TRAUTMANN's detaillirten Mittheilungen in der *Anglia* III, 214 ff. (1880); vorher war gerade $\epsilon = r$ von BRUGMANN₂ als Beispiel für die „blinde“, d. h. unbewusste Wirkung der Lautgesetze erwähnt worden. Beiläufig erlaube ich mir eine Frage: SCHMIDT₁ hat später auch von „blind wirkenden“ Lautgesetzen gesprochen, wie kommt gerade BRUGMANN₃ dazu zu sagen dieser Ausdruck sei ihm bisher zweideutig gewesen? Modischer, d. h. also mehr oder weniger bewusster oder vielleicht besser gesagt willkürlicher Lautwandel hat vielfach Neuerungen im Gefolge; er kann fälschliche Anwendung erfahren, kann selbst um eine Stufe gesteigert werden, kann parallelen Lautwandel hervorrufen. Wenn endlich, wie sich ja historisch belegen lässt, irgend eine Lauteigenthümlichkeit einer wirklich tonangebenden Persönlichkeit, eines Fürsten, Höflings, Schauspielers in deren Kreis freiwillig copirt oder die eines Lehrers von diesem seinen Schülern aufgezwungen wird, so lässt sich auch die Möglichkeit nicht bestreiten dass der Ursprung eines Lautwandels ein willkürlicher sei. Individueller Lautwandel

wenigstens kann ohne Weiteres ein willkürlicher sein, und aus diesem Grunde schon hilft es Nichts mit DELBRÜCK die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze auf die Individualsprache einzuschränken. Kurz, ich pflichte BLOOMFIELD durchaus bei, wenn er in WHITNEY's Sinn mit Bezug auf unsere Frage bemerkt: „the word ›inviolable‹ or ›infallible‹ in matters of grammar is always to be deprecated, if for no other reason than the one that the *conscious will* of any language-user undeniably stands above phonetic facts“.

Ich füge diesem Abschnitt ein Nachwort bei. Sprachmischung nehme ich, wie gesagt, auch innerhalb der homogensten Verkehrsgenossenschaft an, PAUL₂ nur bei ethnischer Mischung, und diese sei etwas Exceptionelles. Auch gegen Letzteres lege ich Verwahrung ein. Einerseits pflegt in jedem grösseren Centrum die Bevölkerungsfluctuation eine solche zu sein dass man sie wohl als eine Mischung auch im engeren Sinne bezeichnen darf; und weit entfernt davon dass sich da „keine Differenzen entwickeln können die als solche percipirt werden“, prägen abliegende Mundarten der centralen ihre deutlichen Spuren auf, ja diese verliert zuweilen auf diesem Wege vollkommen ihren ursprünglichen Charakter (wie z. B. die Volkssprache Rom's heutzutage eine toskanische ist, was sie vor einem halben Jahrtausend keineswegs war). Besonders dürfen die nicht immer sehr starken jüdischen Bruchtheile städtischer Bevölkerungen ihrem sprachlichen Einfluss nach nicht unterschätzt werden. Andererseits ist nicht einmal der Fall ein exceptioneller in welchem PAUL₂ allein Sprachmischung annimmt, nämlich „wo in Folge besonderer geschichtlicher Veranlassungen grössere Gruppen von

ihrem Wohnsitz losgelöst und mit anderen zusammen-
gewürfelt werden“. Von der Bildung der romanischen
Nationen an rückwärts bis zu den ersten Anfängen
des römischen Volkes nehmen wir eine fast ununter-
brochene Serie mannigfacher Mischungen wahr, deren
nicht bloss die romanische, sondern auch die lateinische
Grammatik eingedenk zu sein hat. PAUL₂ glaubt den
Ausdruck „Dialektmischung“ in „Entlehnung eines
Wortes aus einem fremden Dialekt“ verbessern zu müs-
sen. Wir können uns allerdings fremde Wörter an-
eignen, aber auch die fremde Sprechweise uns ganz
geläufiger. Es ist eine bekannte Thatsache dass
Deutsche bei intensivem Verkehr mit Juden leicht in's
Jüdeln verfallen; wenn sich nun in Folge dessen die
jüdische Aussprache eines aus jüdischem Munde be-
sonders häufig gehörten Wortes, wie etwa *Persent* =
Perzent bei einem Deutschen festsetzt, kann man da
von einem Lehnwort reden? Und ebenso wenig sind
Lehnwörter franz. *haut*, *gäter*, *goupil*, wenn sie nämlich
wirklich in ihrem Anlaut durch deutsches *hoch*, *wüsten*,
Wolf beeinflusst worden, also im Munde romanisirter
Germanen entstanden sind; die Anlässe dieser Vor-
gänge freilich sind dunkel, es müsste denn etwa bei
dem letzten Worte die Jagdliebhabelei der Germanen
massgebend gewesen sein (wie der Stadtrömer viel-
leicht sein *vulpes* und *lupus* als ganze Wörter von
irgend welchen jagdfreundlichen Italikern entlehnte).

„Die Lautgesetze wirken ausnahmslos innerhalb
derselben Periode.“ Es ist dies nur eine er-
gänzende Bestimmung. Innerhalb erst nachträglich
festzustellender zeitlicher Grenzen vollzieht sich ein
Lautgesetz in der ganzen Ausdehnung der Sprach-
genossenschaft und in der ganzen Ausdehnung des

Sprachmaterials. Die Richtigkeit des ersten Punktes habe ich soeben erörtert, die des zweiten werde ich sogleich erörtern. Hier nur ein Wort über die Uebergangsstadien im Allgemeinen. Dem Nachweis derselben, mag er nun diesen oder jenen Fall betreffen, sucht man dadurch die Spitze abzubrechen dass man das Gesetz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze für die Uebergangsstadien suspendirt. Das ist durchaus unzulässig. Jedes Stadium der Sprache ist ein Uebergangsstadium, ein jedes ebenso normal wie irgend ein anderes; was vom Ganzen gilt, gilt auch vom Einzelnen. Ich darf mir nicht die Sprache als ein Nebeneinander von fertigen und unfertigen Lautgesetzen denken; das hiesse in die natürliche Betrachtung teleologische Vorstellungen einmischen. Wenn auch ich von Uebergangsstadien rede, so nur in relativem Sinn, nur mit Bezug auf spätere schon feststehende Thatsachen; irgend ein gegenwärtiges Verhältniss als Uebergangsstadium zu bezeichnen, dazu haben wir kein Recht.

Wer meinen sollte dass bezüglich der äusseren Ausdehnung der Lautgesetze der Unterschied zwischen den Junggrammatikern und den Anderen mehr in der Darstellung als in der Erkenntniss liege, selbst der wird der folgenden Discussion über die innere Ausdehnung der Lautgesetze die praktische Bedeutung nicht absprechen.

„Bei dem Lautwandel innerhalb desselben Dialektes werden alle einzelnen Fälle in denen die gleichen lautlichen Bedingungen vorliegen, gleichmässig behandelt.“ Hält man aber die Fälle in denen ein Laut überhaupt auftritt, vor und fragt welche darunter die gleichen lautlichen Bedingungen

aufweisen, also gleichmässige Behandlung, d. h. Verharren oder Veränderung in den gleichen Laut fordern, so wird die Antwort darauf ausbleiben. Da es eine Reihe von Kategorieen lautlicher Bedingungen gibt, wie Accent, Silbenstellung, Beschaffenheit des unmittelbar folgenden Lautes, des unmittelbar vorausgehenden, des zweitfolgenden u. s. w., so besteht in jedem einzelnen Falle ein Bedingungscomplex; vergleichen wir die Bedingungscomplexe aller Fälle miteinander so zeigt sich ein jeder von dem anderen verschieden, oder wir haben Homonyme, die ja aber zur Veranschaulichung lautgesetzlicher Wirkungen am Wenigsten geeignet sind. Es kommt also nur die partielle Gleichheit der Bedingungscomplexe in Betracht; aber aus welchen und wievielen Elementen muss sie bestehen um die partielle Verschiedenheit zu überwiegen, mit welchen Hilfsmitteln haben wir die wesentlichen Bedingungen von den accidentiellen oder die Bedingungen im strengeren Sinne des Wortes von den Nebenumständen zu sondern? Man ist gezwungen einzugestehen dass die „gleichen lautlichen Bedingungen“ immer erst aus jedem Lautgesetze selbst abstrahirt werden, dass ihre Verwendung als Prämisse unzulässig ist, dass sie überhaupt in der Definition von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze keinen Platz haben. Wollen wir auch von der Gleichheit der lautlichen Bedingungen zwischen allen einzelnen Fällen eines Lautgesetzes reden, zwischen allen einzelnen Lautgesetzen eines Dialektes finden wir sie durchaus nicht. Wir sehen z. B. dass innerhalb der Kategorie des unmittelbar folgenden Lautes (und zwar des auf einen Vocal folgenden Consonanten) die vier Liquiden sich in dieser Weise vertheilen: nach dem

einen Vocal *l*, *r*, *n* — *m*, nach dem anderen *l*, *r* — *n*, *m*, nach dem dritten *l*, *r* — *n* — *m*. Also die partielle Gleichheit erstreckt sich, über die Combinationen hinaus, auf die einzelnen Kategorien: *n* wirkt in dem angeführten Beispiel einmal als dentale Liquida, dann als Nasal, endlich als dentaler Nasal. Nicht selten stossen wir auf Lautgesetze in denen selbst jene relative Einheitlichkeit der Bedingungen nicht nachgewiesen ist. Dergleichen wenig klaren „Lautgesetzen“ lassen sich ganz klare Fälle „sporadischen Lautwandels“ gegenüberstellen. Betontes *a* ist im heutigen Schriftportugiesisch nur einmal zu *o* geworden, in *fame* = *fome*. Dem Einfluss eines folgenden oder eines vorhergehenden Labialen ist nur unbetontes *a* ausgesetzt (z. B. vulgärport. *fanforrice*, *charomela*; s. J. CORNU Romania X, 340 f.); aber der Einfluss eines folgenden und der eines vorhergehenden zusammengenommen sind stark genug auch ein betontes *a* zu assimiliren, freilich nur in diesem häufigst gebrauchten Wort (nicht in *fava* u. a. — in *mama* nicht wegen der Reduplication). Ein Junggrammatiker würde freilich, ehe er soviel zugestünde, sich an ein *fomentar* oder *fomite* anklammern. Wegen eines analogen Verhältnisses vgl. franz. *buvons* für älteres *bevons*, daneben *devons*. Der Satz „gleiche Ursache, gleiche Wirkung“ (wir bezeichnen als Ursachen beim combinatorischen Lautwandel was streng genommen nur permanente Bedingungen sind) lässt sich hier nicht zu Gunsten der Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze heranziehen; es handelt sich ja um partiell Gleiches, in verschiedenem Masse partiell Gleiches. Der labiale Factor ist in den einzelnen Labialen nicht gleich stark vertreten, mehr z. B. in *m* als in *b*; bei

der Labialisirung des benachbarten Vöcals spielen daher eine ganze Reihe von accessorischen Bedingungen mit. DELBRÜCK₃ giebt die Existenz völlig vereinzelter Fälle von Lautwandel zu, die also „nicht unter den Begriff des Gesetzes fallen“; wie verträgt sich das mit dem junggrammatischen Satz, dass aller Lautwandel ausnahmslosen Gesetzen unterliegt? — Wir haben bisher bei unseren Erörterungen über die Gleichheit der lautlichen Bedingungen einen bestimmten zeitlichen Durchschnitt der Sprache angenommen, es fragt sich nun: bleiben die lautlichen Bedingungen eines Lautgesetzes, mögen sie wie immer beschaffen sein, im Laufe der Zeiten constant? Ich will darauf ohne Weiteres mit einem Beispiel antworten. Einem gallo-vulgärlat. *a* (klassischlat. *ā* und *ā* vor einfachem Consonanten) entspricht neufranz. *e* (bald offenes bald geschlossenes, doch ist dieser Unterschied hier unwesentlich), also *chef, fève, pré, tel, mer, nez, ème, lène = caput, faba, prato, tale, mare, naso, amat, lana*. Der folgende Consonant erscheint hier also ganz gleichgültig, nicht aber im Altfranzösischen (das sich noch in der heutigen Orthographie widerspiegelt): *chef* u. s. w., jedoch *āime, lāine*. Wenn nun vor *m* und *n* *ā* durch *ai* zu *e* geworden ist, kann dies nicht auch vor den anderen Consonanten geschehen sein? Und wenn man ursprünglich *chais, faive, tail, mair* sagte, so ist wiederum für eine etwas jüngere Periode *chais, faive, tel, mer* denkbar, sodass in Beziehung auf die Monophthonorirung des aus *a* entstandenen *ai* verschiedene Bedingungsstufen vorliegen würden. Andernfalls müssen wir verschiedene Lautgesetze annehmen, sodass hinter der heutigen Gleichheit sich auf jeden Fall eine Verschiedenheit birgt. Wenn nun aus der Gegenüberstellung von Lautformenreihen die durch

einen weiten dunkeln Zeitraum voneinander getrennt sind, ein Lautgesetz gewonnen wird, welche Bürgschaft ist dafür vorhanden dass es sich mit diesem nicht ähnlich verhält? Man betrachte auch eine beliebige Gruppe verwandter Mundarten; man wird sehen wie die Bedingungskreise der Lautgesetze sich von Ort zu Ort mannigfach verändern, man wird hier gleichsam die räumliche Projection zeitlicher Unterschiede erkennen. Der Annahme von einer Reihe verschiedener Gesetze widerspricht die Continuität und Wesenseinheit. Wie steht es aber dann mit der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze? dürfen wir die Differenzen zwischen zwei Bedingungskreisen die gleichsam nur zeitlich-räumliche Varianten eines einzigen sind, nicht von diesem oder jenem Standpunkte aus als Ausnahmen auffassen? Diese innere Erweiterung der Lautgesetze lässt sich bei der Annahme lautlicher Analogie leicht begreifen. Ich habe diesen Punkt oben schon berührt, indem ich das Vorhandensein eines Dualismus im Sprachleben bestritt; ich habe an einem Beispiele erläutert wie ein combinatorischer Lautwandel zu einem freien wird. Selbst der grösste Abstand zwischen den anfänglichen und den schliesslichen Grenzen braucht nicht zu befremden, sehen wir doch auch die begriffliche Analogie oft von engstbegrenztem Gebiete aus im weitesten Umfang wirken, wofür sich besonders in der Geschichte der romanischen Participien Belege finden. Ich halte es sogar nicht für unmöglich dass aus einer einzigen durch begriffliche Analogie hervorgerufenen Lautvertauschung ein ganzes Lautgesetz erwachse. Ich sage keineswegs dass der ursächliche Bedingungskreis vermittelst der lautlichen Analogie auf allen Seiten zugleich überschritten würde; der Lautwandel mag

von Aehnlichem zu Aehnlichem tastend vorrücken, z. B. in der Verknüpfung mit einem anderen Lautwandel, wie wenn etwa ein *-ol-* = *-al-* durch *-or-* = *-ol-* zu *-or-* = *-ar-* führt. In Gröber's Zeitschrift V, 319 habe ich behauptet dass wo *s* in jeder Stellung zu *h* geworden, diese Schwächung zuerst als eine combinatorische aufgetreten sein muss. So mag die Brücke zwischen intervoc. *h = s* und anl. *h = s* sich in dem nach vocalischem Auslaut anl. *h = s* finden lassen (*-aha-*: *-a ha-*: *-t ha-*, also hier umgekehrt wie bei dem erwähnten Auslautgesetz mit Verallgemeinerung vom tönenden auf den tonlosen Laut). Aber über diese Metamorphose der Lautgesetze, die meines Wissens noch nie zum Gegenstand allgemeiner Erörterung gemacht worden ist, kann ich mich hier nicht weiter auslassen; um so nachdrücklicher soll es schliesslich geschehen. Auch auf dem Gebiete des mechanischen Lautwandels, um mich der junggrammatischen Terminologie zu bedienen, finde ich ganz Anderes als nur abgeschlossene in starre Formeln zu kleidende Prozesse, ich erblicke hier das bunte endlose Spiel ungezählter Triebe, aus dem Einzelnes heller und stärker hervortritt.

Während die Junggrammatiker die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze von einer Gleichheit der lautlichen Bedingungen abhängig machen wie sie meines Erachtens überhaupt nicht besteht, halten sie die unmittelbar gegebene Verschiedenheit der Wörter dabei für gleichgültig: „bei dem Vollzug des Lautwandels ist nun gar nicht denkbar dass in verschiedenen Wörtern verschiedene Wege eingeschlagen werden“ (BRUGMANN₃). Und zwar wird das folgendermassen begründet: „Das Bewegungsgefühl bildet sich

ja nicht für jedes einzelne Wort besonders, sondern überall wo in der Rede die gleichen Elemente wiederkehren, wird ihre Erzeugung auch durch das gleiche Bewegungsgefühl geregelt. Verschiebt sich daher das Bewegungsgefühl durch das Aussprechen eines Elementes in irgend einem Worte, so ist diese Verschiebung auch massgebend für das nämliche Element in einem anderen Worte“ (PAUL₂). Ich halte das, wenigstens in der absoluten Form wie es behauptet wird, für unrichtig; es übt hier PAUL das schon von mancher Seite und soviel ich sehe gerade in dem Kapitel über den Lautwandel auch von ihm selbst gerügte Verfahren die Betrachtung des einzelnen Lautes von der des Wortes in dem er vorkommt, zu isoliren. Die Veränderung eines Lautes, sein Fortschreiten in einer bestimmten Richtung, wobei natürlich von der nothwendigen Wirkung rein physiologischer Veränderungen abgesehen wird, besteht aus einer Summe der allerkleinsten Verschiebungen, ist also von der Zahl seiner Wiederholungen abhängig. Wenn nun x z. B. 10000 Wiederholungen braucht um zu x^1 zu werden, so sind doch diese Wiederholungen innerhalb der einzelnen Wörter zu zählen; ein x in 10000 verschiedenen Wörtern je einmal gesprochen würde nicht zu x^1 werden. Dass nun ein Wort das 10000 Mal gesprochen worden ist, die Entwicklung des Lautes x zu x^1 in einem erst 8000 Mal gesprochenen begünstigen mag u. s. w., das läugne ich nicht. Die grössere oder geringere Häufigkeit im Gebrauche der einzelnen Wörter welche ja bei den Analogiebildungen eine so hervorragende Rolle spielt, ist auch für ihre lautliche Umgestaltung von hoher Wichtigkeit, nicht innerhalb kleinerer, wohl aber innerhalb bedeutender Differenzen.

Sehr selten gebrauchte Wörter bleiben zurück, sehr häufig gebrauchte eilen voran; von beiden Seiten also bilden sich Ausnahmen von den Lautgesetzen. Es ist schon eine sehr alte Erfahrung: dass in allen Sprachen gerade die allergewöhnlichsten Wörter, von denen man doch am Ersten Gehorsam gegen die Lautgesetze erwarten sollte, am Meisten Neigung zeigen sich von ihnen zu emancipiren, ja in Folge dessen der Deutung zuweilen ernstliche Schwierigkeiten bereiten (ich erinnere an die romanischen Wörter für „gehen“); man hat sie mit der in raschem Umlauf befindlichen Scheidemünze verglichen, welche bald ihr Gepräge einbüsst. Diese treffende Beobachtung hat man in neuerer Zeit nicht weiter verfolgt, ja man ignorirt sie meistens. KRUSZEWSKI hat allerdings ausdrücklich hierauf hingewiesen; aber seine Andeutungen befriedigen mich doch keineswegs. Er sagt: „Wenn *gosudar* zu *sudar* und schliesslich zu *sū* wird, *babuška* zu *bauška*, *pravo* zu *pra*, *wusza mitość* zu *waszmość*, *waśc*, *trzeba* zu *trza*, *podobno* zu *pono*, *człowiek* zu *cztek*, *proszę pana* zu *pšpana* u. s. w., so müssen wir im Auge behalten dass diese Wörter in der Mehrzahl der Fälle rasch, ohne Accent, mit Anlehnung an andere Wörter gesprochen werden.“ Alle Sprachen liefern, besonders in Titeln und Begrüssungen, Beispiele ähnlicher Art; ich erinnere an magy. *alá szolgáj* = *alátos szolgája*, *tejes* oder *téns* = *tekintetes*, span. *usted* = *vuestra merced*, vulgärdeutsch *g' Morgen* u. s. w. In einigen Fällen liegt allerdings Enklisis oder Proklisis vor; aber die Tonlosigkeit reicht insofern nicht zur Erklärung aus als sich in den unbetonten Silben einheitlicher Wörter nicht immer die entsprechenden Veränderungen finden. Rum. *ună* wird

zu *ut, o;* aber ein Ausfall des *n* zwischen diesen Vocalen ist sonst auch ausserhalb des Accentus unerhört. In der Proklisis wird aus *casa rom. cas (ca)*; aber ist etwa Synkope des vortonigen *a* lautgesetzlich? Weiter entsteht die Frage ob nicht jene Tonlosigkeit ebenfalls erst eine Folge des überhäufigen Gebrauches ist. Wenn ich *g'Morgen* für *guten Morgen* sage, so ist ja freilich das Adjectiv fast ganz um seine Bedeutung gekommen, aber doch nur in Folge der unendlichen Wiederholung. In nicht anderem Lichte erscheint mir das Schicksal des lat.-rom. *ille*. Als letzte Ursache all solcher begrifflichen und lautlichen Schwächung muss ich nun aber die Ueberhäufigkeit um so mehr betrachten als dieselbe auch da wirkt wo keine Anlehnung an andere Wörter stattfindet. In *guten Morgen* wird nicht nur das erste, sondern auch das zweite Wort entstellt (*g'Moin, g'Mõ* u. s. w.). Wenn wir die Entwicklung der Sprache innerhalb kleinerer durch ganz bestimmte Interessen gebildeter Kreise verfolgen, so werden wir sehen dass gerade die allerbedeutungsvollsten Wörter, insofern sie beständig wiederkehren, lautlicher Veränderung am Stärksten ausgesetzt sind. Man bemerke z. B. wie bei einem Spiele die Kürzung und auch die phantastische Umgestaltung der *termini technici* beliebt ist; es scheint als ob neben der Bequemlichkeit noch ein anderer Trieb, die Abneigung gegen die Monotonie sich geltend mache. Man kann diese Beobachtung zum Experiment condensiren: man lasse Jemanden der nicht weiss worauf es ankommt, ein Wort vielmal, 30, 50, 80 Mal hintereinander sagen, und man wird sehr starke Schwankungen der Aussprache wahrnehmen. Die Schrift gewährt für diese Gruppe von Erscheinungen ein Analogon:

dieselben Zeichencomplexe werden, je nachdem sie in seltneren oder gewöhnlicheren oder genauer gesagt dem Schreiber und dem Empfänger weniger oder mehr geläufigen Wörtern auftreten, sorgfältiger oder flüchtiger dargestellt werden, und zwar auch unwillkürlich. Von Bequemlichkeit ist überall die Rede wo die Ursachen des Lautwandels in Erwägung gezogen werden; was ist nun natürlicher als dass man es sich da am Ersten bequem macht, wo in der Ueberhäufigkeit der stärkste Antrieb dazu liegt und die Gefahr des Missverständnisses am geringsten ist? Ich komme auf die oben erwähnte Erweiterung des Lautwandels $h = s$ von der intervocalischen Position zur anlautenden zurück. Im Jakutischen — DELBRÜCK₃ ist es der die Aufmerksamkeit darauf lenkt — findet sich neben inlautendem auch anlautendes intervocalisches $s = h$; in einem einzigen Fall ist anlautendes s schlechtweg zu h geworden, in *suoch* „nein“. Ist es nicht möglich dass von diesem Worte aus anl. $s = h$ sich auf weniger gewöhnliche ausdehne? Im Andalusischen wird im Allgemeinen nur vorconsonantisches s zu h ; es scheint, wie ich (Gröber's Zeitschr. V, 319 f.) bemerkt habe, zunächst im Auslaut die Tendenz zu weiterer Anwendung aufzutauchen (*loh amigos* neben *los amigos*), dann aber auch *no heñó, sí heñó* vorzukommen. Bei Bejahung und Verneinung findet Manches statt was sonst nicht; so hört man vom Italiener nicht selten statt *si* ein geflüstertes *si* oder bloss *s*, und der lautgesetzliche Schwund des *n* in span.-ital. *no* ist wenigstens mir noch nicht klar. Wo es sich nicht um indigenen, sondern um verpflanzten Lautwandel handelt, da wird umgekehrt gerade in den gewöhnlichsten Wörtern die alte Aussprache am Längsten bleiben. KOLOSOV (Замѣтки

о я. и н. п. въ области сѣверно-великорусскаго нарѣчія. Petersb. 1877) sieht die Verwandlung des *e* in *i* als einen ursprünglichen allgemeinen Zug des nowgorodischen Dialektes an; nun habe an manchen Orten *e* dieses *i* gänzlich verdrängt, an anderen werde dies nur von alten Leuten gewahrt, während den jungen Leuten *chlib*, *sino* u. s. w. lächerlich erscheine, hier wiederum finde sich ausnahmsweise *i* neben dem gewöhnlichen *e* (so *chlib*, aber *seno* u. s. w.), und dort das Umgekehrte. Dass in dem Worte für „Brod“ sich der alte Laut hält, begreifen wir leicht; Anderes liegt nicht so zu Tage. Dialektische Mischung ist freilich nicht in Abrede zu stellen, aber ich weiss nicht wie sie hier, wo ja nicht einzelne Wörter entlehnt sind, als nur scheinbare Ausnahme von der lautlichen Gesetzmässigkeit angesehen werden kann; es muss doch erklärt werden warum in dem einen Worte der hergebrachte, in dem anderen der neue Laut herrscht. Was bei einer solchen Mischung möglich ist, ist überhaupt möglich. DELBRÜCK_{1,2} stimmt BRUGMANN₂ darin vollkommen bei dass eine Lautbewegung nicht bei bestimmten Wörtern ihren Anfang nehme und dann auf andere Wörter übertragen werde, und setzt hinzu: „dass es sich wirklich so verhält, dürfte nicht bloss die Erfahrung an Volksmundarten beweisen“ — dagegen sprechen die vorher angeführten Thatsachen —, „sondern auch die Ueberlegung dass nur unter der Voraussetzung einer gleichmässigen und consequenten Aussprache der Laute die Aneignung einer fremden Sprache erklärlich ist“. Dieses Argument vermag ich nicht zu widerlegen, da ich es nicht verstehe. — Dass sehr selten gebrauchte Wörter leicht eine alterthümliche Gestalt aufweisen, ist ebenfalls bekannt. Es fragt

sich ob nicht innerhalb des gesammten Sprachmaterials mit Hinblick auf das Eintreten des Lautwandels noch andere Abstufungen denkbar sind. DELBRÜCK_{1,2} hat die Möglichkeit angedeutet — allerdings um sie zurückzuweisen — „dass jede Lautveränderung bei einem bestimmten Worte beginne und sich von diesem aus weiter fortsetze, also z. B. von einem Substantivum auf andere, von da auf Adjective und Participia, und so zum Verbum gelange“. Könnte aber, die allmähliche Ausbreitung des Lautwandels zugegeben, nicht der Gedanke entstehen dass überhaupt die begriffliche Analogie nur in einzelnen Fällen den Lautgesetzen entgegen, im Allgemeinen vielmehr mit ihnen zusammen arbeite?

Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze lässt sich nach dem Gesagten ebensowenig auf deductivem wie auf inductivem Wege beweisen; wer ihr anhängt, muss sich zu ihr als einem Dogma bekennen, und Dogma heisst sie beiläufig in G. MEYER'S Nachruf an G. Curtius, ausdrücklich in BLOOMFIELD'S der Frage selbst gewidmeten Abhandlung. Nun können aber Dogmen nur vermittelt „falscher Analogie“ in die Wissenschaft gelangen, und zwar wird das fruchtbare tertium comparationis in der Heilswirkung liegen. Herzhaft sagt in der That BLOOMFIELD, und er meint nicht zu viel zu sagen, dass wenn die Lehre von der Unverletzlichkeit der Lautgesetze sich auch schliesslich als falsch herausstellen sollte, diese Thatsache doch dem Werthe derselben als Methode keinen Eintrag thun würde; denn sie habe sich als solche durch ihre Früchte bewährt. Die Beziehung richtiger Resultate auf möglicherweise falsche Prämissen widerspricht dem wissenschaftlichen Denken. Ebenso unzu-

lässig ist es ein wissenschaftliches Verfahren mit einem wissenschaftlichen Theorem ohne Weiteres zu identificiren; aber hierin dürften sehr viele Sprachforscher, sei es mehr sei es weniger bewusst, mit BLOOMFIELD übereinstimmen und sich nur insofern von ihm unterscheiden dass die Trefflichkeit der Methode für sie jeden Zweifel an der Gültigkeit der Lehre ausschliesse. Ich kann aber nur so viel zugeben dass diese eine sehr absolute und einfache ist; darum eben lässt sich so bequem mit ihr operiren. Man sucht gern das infallibilistische Princip auf apagogische Weise zu erhärten. PAUL₁ meint wer dasselbe verwerfe — er erkennt ihm allerdings „nicht mehr als den Werth einer Hypothese“ zu —, der „verzichte damit überhaupt auf die Möglichkeit die Grammatik zum Range einer Wissenschaft zu erheben“. Nach KRUSZEWSKI stellen uns die Junggrammatiker vor die Nothwendigkeit „ausnahmslose Lautgesetze anzunehmen oder die Abwesenheit aller Lautgesetze einzuräumen“. Dazu bemerke ich erstens dass das Abschreckungssystem in der Wissenschaft keinen Platz verdient, und sodann dass die aufgestellte Alternative auch wenn sie minder schroff formulirt wird, falsch ist. Ich möchte wissen wer von den vor- oder nichtjunggrammatischen Sprachforschern, bis zu meiner Wenigkeit herab, den Lautwandel als ein Chaos (ich finde diesen Ausdruck auch bei KRUSZEWSKI) angesehen und behandelt hätte. Dass BLOOMFIELD für die Lautgesetze im weitesten Sinne — von der Ausnahmslosigkeit will er ja Nichts wissen — eine Lanze bricht, scheint mir höchst überflüssig; freilich habe ich EASTON's pessimistische Ausführungen, auf die er sich bezieht, nicht gelesen. Der Grundirrthum bei ihm und bei den Anderen liegt

recht tief, nämlich in der Voraussetzung als ob überhaupt irgend ein Gebiet wirklich existire oder doch sich annehmen lasse welches keinen Gesetzen unterthan sei. Wohl stuft sich innerhalb der verschiedenen Kategorieen von Erscheinungen die verknüpfende Regelmässigkeit je nach der grösseren oder geringeren Complication der Bedingungen auf's Mannigfachste ab, vom Zufall des Hasardspiels bis zur festen Ordnung der mechanischen Welt. Immer muss eine allgemeine Betrachtung des Bodens auf dem wir arbeiten wollen, uns über die Regelmässigkeit belehren die wir zu erwarten haben. Der Hasardspieler der mit Berechnungen sein Glück verfolgt, hat die eigentliche Natur des Spiels nicht erkannt. Wunderbarer dünkt es mich dass man die psychologischen Grundlagen des Lautwandels, den gesellschaftlichen Charakter der Sprache, die fliessenden Grenzen ihrer räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten so deutlich wahrnehmen und dabei die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze so bestimmt behaupten kann. Die Junggrammatiker verwechseln »il concetto semplicissimo di leggi con quello degli effetti complessi che si producono per molte leggi che cooperino e si consertino insieme variamente« (MERLO). Die oben aufgedeckten formalen Mängel des junggrammatischen Dogmas gestatten mir es nicht die eigene Ansicht in contradictorischer Fassung ihm gegenüber zu stellen; ich werde nicht sagen: „die Lautgesetze haben Ausnahmen“. Heisst es aber: „es gibt keinen sporadischen Lautwandel“, dann werde ich mich positiv ausdrücken: „es gibt sporadischen Lautwandel“. Ja wenn ich gezwungen wäre den Begriff „Ausnahmslosigkeit“ in mein Bekenntniss aufzunehmen, so würde ich ihn eher als auf die Lautgesetze,

auf das Vorkommen des sporadischen Lautwandels beziehen, in dem Sinne dass jeder Lautwandel in irgend einer Phase sporadisch ist. Will man den verschiedenen Standpunkt durchaus mit gegensätzlicher Ausdrucksweise charakterisiren, so mag man von absoluter und von relativer Gesetzmässigkeit reden.

Dass nun wir die wir dem unglücklicherweise einmal eingebürgerten Ausdruck „Lautgesetze“ einen weiteren Sinn beilegen, in der Praxis, d. h. der speciellen der Wort- und Formerklärung darum nicht schlechter fahren, das darzuthun bleibt noch, freilich als überflüssiges gutes Werk. Man hat mit der infallibilistischen Lehre eine grössere Strenge in die wissenschaftliche Forschung einzuführen gemeint. Dabei ist man aber von einer falschen allgemeinen Ansicht ausgegangen; die Strenge kann nicht am Objecte, sondern nur am Subjecte sich äussern, nicht in der Aufstellung eines strengeren Gesetzes, sondern in der strengeren Beobachtung desjenigen ohne welches es keine Wissenschaft gibt und das wiederum für alle Wissenschaft ausreicht, des Causalitätsgesetzes. Diese strengere Beobachtung vollzieht sich nun im stetigen Fortschritt der Wissenschaft von selbst, diese vertauscht immer nur allmählich den beschreibenden Charakter mit dem erklärenden. Auch in der Sprachwissenschaft war man anfänglich zu sehr durch das Sammeln von Thatsachen in Anspruch genommen um in breiter Linie der Erforschung der Ursachen nachzugehen; aber einen vorläufigen Verzicht nach dieser Seite hin als eine Verläugnung des Principis von den verschiedenen Ursachen verschiedener Wirkungen anzusehen, das scheint mir eine gewaltsame Unterstellung. Uebrigens muss uns auch heutzutage noch gestattet sein

irgend welche Abweichung von einem anerkannten Lautgesetz zu verzeichnen und über die Ursache dieser Abweichung lieber zu schweigen als eine schlechtbegründete Vermuthung auszusprechen. Diejenigen Fehler gegen welche die Junggrammatiker so laut ihre Stimme erhoben haben, sind entweder längst überwundene, oder es sind Rückfälle von denen keine Wissenschaft frei ist und die wegen so mancher praktischen Verstösse der Junggrammatiker gegen ihre eigene Theorie gerade bei ihnen Entschuldigung verdienen, oder es sind überhaupt keine Fehler. Mir hingegen erscheint die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze als ein Hinderniss für die Wissenschaft sich im Sinne des Causalitätsgesetzes fortzuentwickeln. Die Lautgesetze werden in eine solche Höhe gehoben dass das Bedürfniss über sie hinauszudringen ein weit geringeres ist als wenn sie nur den Werth grosser Regelmässigkeiten besitzen. Und doch sind sie jedenfalls nur empirische Gesetze, und, wie auch WUNDT betont, muss ihre Umwandlung in causale vollzogen werden. Ist es aber nicht eine merkwürdige Inconsequenz der Junggrammatiker dass sie davon absehen die Lautgesetze selbst zu begreifen, jedoch die Ausnahmen durchaus begriffen haben wollen? Und dass sie diese grossentheils in den Wirkungen begrifflicher Associationen suchen, und dabei andere Factoren, wie die Sprachmischung, vernachlässigen? Besonders gefährlich erscheint mir das mit Bezug auf romanische Mundarten wie sie in mittelalterlichen Handschriften überliefert sind. Kurz, die Aufstellung des junggrammatischen Principis bedeutet für mich keinen Umschwung in der Geschichte der Sprachwissenschaft, mit dem sie sicherer und rascher fortzuschreiten begonnen hätte; und ich denke

auch eine künftige Generation wird zwischen ASCOLI's „Saggi ladini“ und OSTHOFF's „Tiefstufe im indogermanischen Vocalismus“ keinen solchen segensreichen Wendepunkt zu entdecken vermögen.

Die Geschichte dieses blendenden Sophismus, welcher weite Kreise in Verwirrung gebracht hat, ist bemerkenswerth. Er wurzelt in der früheren Ansicht welche die Sprache vom Menschen loslöste, ihr ein selbständiges Leben lieh und welche zuerst in romantisch-mystischer, dann in streng naturwissenschaftlicher Färbung auftrat. Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, welche wenn sie nicht thatsächlich von A. SCHLEICHER herrührt, sicher ganz in seinem Sinne decretirt worden ist, ragt wie eine Antiquität aus jener Periode in die heutige herein, welche der Sprachwissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft zuerkennt, welche in der Sprache keinen natürlichen Organismus, sondern ein sociales Product erblickt. Sie befremdet am Meisten in PAUL's „Principien“, wo er so tief in das Wesen der Sprache eingedrungen ist; freilich erscheint sie hier in sehr gemildertem Ausdruck. Ueberhaupt hat man von der Schroffheit mit der man zuerst behauptete, abgehen müssen, als man versuchte zu beweisen, und so lassen sich in den vielfachen Corollarien und Ausführungen zum junggrammatischen Lehrsatz nicht unschwer Widersprüche zu diesem selbst entdecken. Seine beste Kritik würde daher vielleicht in der nackten Zusammenstellung der mannigfachen Fassungen liegen die er, trotz seiner Absolutheit, von OSTHOFF bis auf DELBRÜCK erfahren hat. Seine weite Verbreitung ist kein Argument zu seinen Gunsten. Nur bei Wenigen ruht er auf spontaner Entwicklung oder gründlicher

Nachprüfung; die Meisten haben sich ihn wegen der schon bemerkten methodischen Bequemlichkeit angeeignet. Er passt sehr gut in die Richtung welche heutzutage die Wissenschaft auf das Handwerk hat. Das von W. SCHERER treffend so genannte „Mechanisiren der Methoden“ reducirt die Anforderungen an selbständiges Denken auf ein Minimum und ermöglicht so die Theilnahme einer ausserordentlichen Menge thatsächlich Unbefähigter an der „wissenschaftlichen“ Arbeit.

Ich würde es sehr bedauern wenn ich da wo ich nur möglichst scharf und bestimmt habe sein wollen und, im Interesse der Sache selbst, es habe sein müssen, irgendwie verletzt hätte; ich würde das um so mehr bedauern als mich mannigfache freundschaftliche Bande — wie auch die Widmung andeutet — mit der junggrammatischen Schule verknüpfen, und ich den Werth der von den Einzelnen vollbrachten Leistungen, eben nur vom speciell Junggrammatischen abgesehen, wärmstens anerkenne. Pöbelhafte Angriffe welche noch die neuesten Annalen unserer Wissenschaft befleckt haben, scheinen Manche unter uns zu einer übertriebenen Zurückhaltung zu veranlassen. Die Versöhnlichkeit ist eine schöne Begleiterin der wissenschaftlichen Forschung, aber sie hat sich doch nur auf das Persönliche, nicht auf das Sachliche zu beziehen. Man würde allgemein den tadeln welcher aus Versöhnlichkeit zwei Etymologieen die sich einander ausschliessen, miteinander verquicken oder zwischen ihnen unentschieden bleiben wollte; sollen denn da wo es sich um so weittragende Principien handelt, andere Rücksichten gelten, gleichsam als ob solche nicht mehr in das Gebiet der Wissenschaft, sondern in das der Willkür gehörten?

Manche allerdings gibt es welche der Bedeutung der sprachwissenschaftlichen Principien nicht gerecht werden, welche deren wiederholte gründliche Durchsprechung für überflüssig und ermüdend erklären. Gegen sie, also wenigstens in einem Bezug auf diese Streitfrage, gehe ich mit denjenigen von denen sie mich trennt, zusammen. Ich will nicht auf die Verschiedenheit der praktischen Consequenzen zurückkommen welche zwischen den Junggrammatikern und uns Anderen bestehen; sie tritt vielleicht nur in beschränktem Umfange zu Tage. Aber die Junggrammatiker geben ja nicht nur eine Vorschrift, sie behaupten auch eine Thatsache, eine für das Sprachleben im Allgemeinen höchst charakteristische. Ist es denn nun nicht an sich ganz gleichgültig ob rom. *andare* von *adnare* oder *addare* oder *ambulare* oder einem keltischen Verbalstamm herkommt, ob in diesem Dialekte *l* zu *r* und in jenem *r* zu *l* wird u. s. w.? Welchen Sinn haben alle die tausende etymologischer und morphologischer Correspondenzen, die tausende von Lautgesetzen, so lange sie isolirt bleiben, so lange sie nicht in höhere Ordnungen aufgelöst werden? Sie dienen zum Theil und nur aus-hilfsweise der Aufhellung von Völkerverwandtschaften und culturellen Beziehungen; aber zunächst müssen sie doch innerhalb der Sprachwissenschaft selbst verarbeitet werden, in dem Einzelnen müssen wir das Allgemeine finden lernen, und demnach ist auch die Erkenntniss einer Thatsache welche das ganze Sprachleben beherrscht, von weit grösserer Wichtigkeit als die Erkenntniss irgend welcher besonderer Erscheinungsformen.

Diese Frage nach dem Werthe der Principien

hängt eng zusammen mit der nach der Stellung der Sprachwissenschaft im Kreise der Wissenschaften, und so sind denn auch beide von BRUGMANN₃ unter einem Titel behandelt worden. Auch in Bezug auf die letztere stehe ich in vollkommenem Widerspruch zu ihm und glaube nicht dass die von ihm ersehnte Verständigung möglich sein wird, ehe wir uns nicht des Namens „Philologie“ entäussert haben. Die Eintheilung der Wissenschaften hat aus der Betrachtung der Dinge hervorzugehen, nicht aus der Definition von Namen, am wenigsten von Namen ursprünglich so unbestimmten Sinnes und daher fortwährend so schwankender Deutung, die aus Zeiten stammen wo es fast noch keine Wissenschaft gab. Warum in aller Welt können wir uns nicht entschliessen nur von Sprachwissenschaft, Litteraturwissenschaft, Culturwissenschaft zu sprechen? Was nun die Sache selbst anlangt, so meine ich dass immer Sprache und Sprache, mögen sie auch noch so weit auseinander liegen, in wissenschaftlichem Sinn enger zusammengehören als Sprache und Litteratur, seien es auch die desselben Volkes. Die Identität der Forschungsmethode fällt schwerer in's Gewicht als der Zusammenhang heterogener Untersuchungsobjecte. Die Wechselbeziehung zwischen Sprachwissenschaft und Litteraturwissenschaft mag eine so lebhafte sein wie sie wolle; die eine spielt der anderen gegenüber immer nur die Rolle einer Hilfswissenschaft. Ich sehe mich vergebens auf anderen Gebieten nach einem Analogon für das um was unter „Philologie“ verstanden werden soll. Fasst man etwa die Fauna und die Flora einer bestimmten Gegend in einer eigenen Disciplin zusammen? Wenn man jede der verschiedenen „Philologien“ als ein praktisches

Studium, als eine Art „Heimathskunde“ betrachten will, so habe ich Nichts dagegen. Das aber kann ich BRUGMANN₃ nicht zugestehen dass z. B. die indogermanische Sprachwissenschaft nicht ein Ausschnitt der allgemeinen Sprachwissenschaft, sondern der indogermanischen Philologie sei. Die Grenzen der Sprachgruppen zu wissenschaftlichen Hauptgrenzen zu erheben halte ich für um so unthunlicher als Verwandtschaft und Unverwandtschaft in zahlreichen Fällen noch gar nicht festgestellt, sondern selbst erst Untersuchungsobjecte sind. BRUGMANN₃, und die Meisten mit ihm, geben nicht viel auf Vergleichen zwischen unverwandten Sprachen; und in gleichem Credit müssen folgerichtigerweise auch die Vergleichen zwischen historisch nicht zusammenhängenden Erscheinungen in verwandten Sprachen stehen, wie deren BRUGMANN in seinem trefflichen Aufsatz „Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen“ (1883) aufgezählt hat. Ich hingegen halte solche Untersuchungen wie sie z. B. schon vor Jahrzehnten A. SCHLEICHER über den Zetacismus anstellte, für höchst erspriesslich; die Linguisten sollten, dem Beispiele der Naturforscher folgend, häufiger, irgend einer Erscheinung oder Erscheinungsgruppe zu lieb, Spaziergänge um die Welt machen. Es würde dabei auch auf das Besondere Licht fallen, vor Allem freilich auf das Allgemeine. Wenn aber, BRUGMANN₃ zufolge, die Resultate welche die Vergleichen zwischen Unverwandtem abwerfen, nur der Principienwissenschaft zu Gute kämen, so würde das eben für mich nur eine Bestätigung ihres Werthes sein. Denn die Sonderung welche zwischen den einzelnen Sprachwissenschaften und der allgemeinen, der Principienwissenschaft gemacht

wird, scheint mir am Allermindesten zu rechtfertigen. Jede von jenen geht in diese über, muss in ihr aufgehen, je mehr sich ihre Wissenschaftlichkeit selbst steigert, je mehr sie alles Empirische und Zufällige abstreift. Wir sollen bei der sorgfältigsten Einzeluntersuchung doch nie das Allgemeine und Allgemeinste aus den Augen verlieren, uns in die Wissenschaft nur versenken um uns über sie zu erheben, ihr nur dienen um sie zu beherrschen.

